

BERUF & KARRIERE

VON JULIANE VON WEDEMEYER

Susanne Noll wollte unbedingt wieder arbeiten. 14 Monate bestand ihr Alltag aus Schmerzen, Übelkeit und Todesangst. 14 Monate ging es ausschließlich darum, die Krebszellen in ihrem Körper zu zerstören – mit Operationen, Strahlen- und Chemotherapie. „Ich habe mich oft wie ein Stück Fleisch gefühlt“, sagt sie. Mit der Rückkehr an ihren Arbeitsplatz im letzten Frühjahr gewann sie auch die Kontrolle über ihr Leben zurück. Ihre Kollegen und Chefs empfingen sie mit Blumen, Schokolade und einem Rockkonzert-Gutschein. Leicht war der Wiedereinstieg trotzdem nicht.

Noll war Anfang 40 und arbeitete als Statistikerin bei einer Bundesbehörde, als die Ärzte bei ihr die Krankheit entdeckten. Laut Robert-Koch-Institut erkrankt jeder zweite Deutsche im Laufe seines Lebens an Krebs. Viele trifft es im berufsfähigen Alter. Trotzdem ist die Diagnose Krebs immer ein Schock. „Sie zerschneidet das Leben in vorher und nachher“, sagt Petra-Alexandra Buhl, deren Buch „Heilung auf Widerruf. Überleben mit und nach dem Krebs“ gerade bei Klett-Cotta erschienen ist. Buhl arbeitet als Führungskräfte-Coache und Supervisorin. In ihrer Jugend war sie selbst an Krebs erkrankt.

Zwei Drittel aller berufstätigen Betroffenen gehen nach der Behandlung wieder arbeiten. Der Job gehört für viele unbedingt zum Nachher dazu. „Untersuchungen haben gezeigt, dass sich geistige und körperliche Aktivität äußerst positiv auf die Gesundheit auswirkt“, sagt Buhl. „Arbeit bedeutet Stabilität und Normalität. Sie reißt die Überlebenden aus der Isolation, die diese Krankheit oft bedeutet.“

„Je länger jemand krank ist, umso größer ist die Gefahr zu verarmen.“

Vor 50 Jahren, als die Diagnose häufig einem Todesurteil gleichkam, war die Situation eine andere. „Überlebende wurden in Deutschland quasi automatisch verrentet“, sagt Buhl. „Dank des medizinischen Fortschritts bleiben sie heute oft über Jahre gesund. Sie sind selbstbewusst, wollen teilhaben und etwas leisten.“

Das hatte auch Vincent Kammerloher geplant. Mit 21 Jahren hatte er gerade seine Lehre als Zimmerer beendet und sich zur Meisterschule angemeldet, als er die Diagnose erhielt. Ins Krankenhaus nahm er Bücher mit, um für die Meisterschule zu lernen. „Ich hatte unterschätzt, was da auf mich zukommt“, sagt er. Kammerloher litt an Leukämie. Überlebt hat er dank einer Stammzellenspende. Als er das Krankenhaus verließ, saß er im Rollstuhl und wog nur noch 40 Kilogramm. „So auf einer Baustelle arbeiten? Keine Chance!“, sagt er.

Es kommt häufig vor, dass Krebsüberlebende gezwungen sind, sich neue Jobs zu suchen, sagt Buhl. Mal sei die Stelle in der Zwischenzeit an jemand anderen vergeben worden, mal wechselten die Betroffenen freiwillig in einen Job mit weniger Stress, weil sie auf ihre Work-Life-Balance achteten. Zum Teil lasse ihre Gesundheit auch einfach keinen Vollzeitjob mehr zu.

Weder der Arbeitsmarkt noch das Sozial- und Gesundheitssystem seien auf diese Fälle vorbereitet, sagt Buhl. „Je länger jemand krank ist, umso größer ist die Gefahr, zu verarmen.“ Die wenigsten könnten von einer Erwerbsminderungsrente leben. Zumal eine Krebszerkrankung immer auch mit hohen Zusatzkosten etwa für Medikamente und Hilfsmittel verbunden ist.

Die Angst vor dem sozialen Abstieg setzt viele Krebspatienten unter Druck. Diese Erfahrung macht auch die Psychologin Karin Grabe. Für die Bayerische Krebsgesellschaft führt sie jedes Jahr ungefähr 1000 Beratungsgespräche mit Erkrankten. Auch darum sei es für viele wichtig, wieder zu arbeiten.

Kammerloher stand ganz am Anfang seiner beruflichen Laufbahn, als klar war, dass er den Beruf des Zimmerers aufgeben

musste. Er hatte noch keine Familie, keine finanziellen Verpflichtungen. Er schulte um auf Bautechniker – einen Schreibtischberuf, immerhin in derselben Branche. Seine Berufsschullehrer unterstützten ihn. Wenn nötig, bekam er bei Prüfungen etwas mehr Zeit. „Das habe ich aber selten eingefordert“, sagt er.

Inzwischen ist er 28 Jahre alt und hat vor Kurzem an einem dreistündigen Hindernislauf teilgenommen. In der Firma, in der er heute arbeitet, spielt seine Krankheit kaum eine Rolle. Was ihn von seinen gleichaltrigen Kollegen unterscheidet, sei lediglich, dass er eben öfter zum Arzt müsse, erzählt er. Ständige Kontrolluntersuchungen gehören auch nach einer Krebstherapie fest zum Leben. Sein Chef habe dafür Verständnis und gebe ihm frei, wann immer es nötig sei.

Überlebende bräuchten oft gar nicht viel, um arbeiten zu können, sagt Buhl: „Morgens später anfangen, dafür abends länger arbeiten und zwischendurch Pausen einlegen – das reicht manchmal.“ Auch

Teilzeitmodelle mit der Möglichkeit zum Home-Office seien denkbar. Die Arbeitsgestaltung müsse einfach flexibler werden. „Ergebnisorientierung statt Anwesenheitspflicht! Den Unternehmen fehlt dafür aber häufig die Fantasie“, kritisiert Buhl. Und das, obwohl Arbeitgeber sogar gesetzlich verpflichtet sind, Langzeiterkrankten ein betriebliches Eingliederungsmanagement, kurz BEM, anzubieten. Nur ist dieses gerade kleineren Betrieben oft gar kein Begriff. Dabei könnten sie so Know-how in ihren Unternehmen halten, Kündigungs- und Einstellungskosten sparen.

Psychoonkologin Grabe rät, schon während der Abwesenheit auf die Vorgesetzten zuzugehen. „Es ist durchaus sinnvoll, sich immer wieder in Erinnerung zu rufen – so fern es die Kraft zulässt und das Vertrauensverhältnis stimmt.“ Noll schrieb ihren Vorgesetzten alle drei Monate eine kurze E-Mail, in der sie wohl dosiert über ihren Gesundheitszustand informierte und klarmachte, dass sie fest vorhat, nach der Therapie zurückzukehren. „Ich hatte das Ver-

trauen, dass der Inhalt nicht Thema in der Kantine wird“, sagt sie. Stets kam eine freundliche E-Mail zurück, in der stand: „Egal, wie lange es dauert, nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen!“ Die einzig richtige Antwort in dieser Situation.

Vorgesetzte sollten signalisieren: Wir lassen keinen zurück, nur weil er krank geworden ist

Buhl betont die wichtige Rolle, die gute Führungskräfte für die Rückkehrer spielen: „Sie sind Vorbilder. Sie signalisieren der Belegschaft: Wir lassen keinen zurück, nur weil er krank geworden ist.“ Allerdings sind Chefs und Kollegen oft verunsichert, wie viel sie dem Überlebenden zumuten können. Offenheit helfe da, sagt Buhl.

Grabe erinnert sich an einen Chef, der sie um Rat fragte, wie sein Team mit seiner krebskranken Kollegin umgehen solle. „Das fand ich gut“, sagt Grabe. Denn manchmal kann schon die Frage „Wie geht

es dir?“ heikel sein. Auf keinen Fall aber sollten Chefs ihre erkrankten Angestellten fragen: „Wann sind Sie wieder einsatzbereit?“ Dadurch fühlen sich die meisten bedrängt. Genauso wie durch die Kontrollanrufe mancher Krankenkassen. „Die wollen tatsächlich wissen: Wie sieht's denn aus? Wird es noch mal mit der Arbeit?“, erzählt Grabe. Für Betroffene wirke das so, als wollten die Kassen sie loswerden, wenn sie nicht schnell genug wieder funktionieren. Gehen Patienten nämlich in Frührente, ist nicht mehr die Kranken-, sondern die Rentenversicherung für sie zuständig.

Dabei benötigten Menschen nach einer Krebstherapie Zeit, um sich zu orientieren, sagt Buhl. Julia Eckert, Projektleiterin bei einer Unternehmensberatung, war mit 30 Jahren an Krebs erkrankt, war trotzdem schon während der Chemotherapie wieder für ihren Arbeitgeber unterwegs – freiwillig. „Ich wollte mir wenigstens einen Rest vom Leben erhalten, der nicht aus Krankheit besteht“, sagt Eckert, die in Wirklichkeit einen anderen Namen trägt.

Sie erinnert sich, wie sie in der Klinik einen Zettel voller Termine in die Hand gedrückt bekam. Dass sie an einigen Tagen eigentlich etwas anderes vorhatte, spielte für die Mediziner keine Rolle. Es ging schließlich um Leben und Tod. „Die Krankheit sollte plötzlich alles dominieren?“ Das wollte sie nicht zulassen, erzählt Eckert. Sie bat darum, die Termine so zu legen, dass sie möglichst viele mit ihrem Job unter einen Hut bekam. Die Ärzte reagierten erstaunt, versuchten aber, ihren Wunsch zu erfüllen.

Auch Eckerts Chef unterstützte sie, wo es ging: Sie durfte sich die Arbeitszeit selbst einteilen und sich so oft und so lange freinehmen, wie es nötig war. Jede dritte Woche fehlte sie, weil sie mittwochs für die Chemo ins Krankenhaus musste und es ihr an den folgenden vier Tagen so schlecht ging, dass sie nicht allein aufstehen konnte. Kurz nach der dritten Chemo brach sie bei einem Kunden ohnmächtig zusammen und stürzte die Treppe hinunter: Bänderriß. „Natürlich habe ich gezweifelt, ob das sinnvoll ist, sich so zu belasten. Aber sonst hätte ich zu Hause gegessen und den nächsten Mittwoch abgewartet, an dem wieder Gift in mich fließt.“ Ihrer psychischen Verfassung habe die Arbeit gutgetan.

Die zusätzlichen Urlaubstage betrachtet sie als Ausgleich für die vielen Arzttermine

Eckert und Noll kehrten stufenweise an ihren Arbeitsplatz zurück. Eckert startete mit zwei Stunden täglich, Noll mit drei. Im Zwei-Wochen-Takt stockte sie eine Stunde auf. Während der Wiedereingliederung galten beide weiterhin als arbeitsunfähig und erhielten Kranken- beziehungsweise Übergangsgeld. Ihren Arbeitgebern entstanden dadurch also keine Zusatzkosten.

„Drei Stunden habe ich gut weggesteckt“, sagt Noll, „vier auch.“ Aber als sie bei fünf Stunden angelangt war, dachte sie „Oh, ha!“ Während der Therapie habe sie wie ein Soldat funktioniert. Jetzt brach es über sie herein. „Ich hatte regelrecht Panikattacken und bin wegen jeder Kleinigkeit in Tränen ausgebrochen“, sagt sie. Wenn sie nachmittags nach Hause kam, war sie so erschöpft, dass sie sofort einschlief.

„Die Aussicht, eventuell bis ans Lebensende krank oder eingeschränkt zu sein, kratzt erheblich am Selbstwert“, sagt Buhl. Viele verschwiegen die Folgen ihrer Krankheit bewusst, aus Furcht, nur noch unterfordernde Aufgaben zu erhalten oder nicht mehr für voll genommen zu werden. „Der Selbstschutz ist verständlich, aber nur mit Ehrlichkeit kann man einen Weg finden, der für beide Seiten passt“, sagt sie.

Als Eckert vor einiger Zeit den Arbeitgeber wechselte, verschwieg sie anfangs ihre Krankengeschichte. Der Personalabgab brachte sie damals zum Schwitzen: „Ich sollte ankreuzen, ob ich schwerbehindert sei.“ Sie entschied sich dagegen. Sie wollte nicht die ewige Krebspatientin sein.

Strahlen- und Chemotherapie schädigen den Körper oft dauerhaft. Die meisten Betroffenen besitzen einen Schwerbehindertenausweis, der in der Regel auf fünf Jahre befristet ist. Auch Eckert. Noch in den ersten Wochen im neuen Betrieb hat sie ihre Vorgesetzte um ein vertrauliches Gespräch gebeten und sie aufgeklärt. Ihre Sorge war unbegründet. Heute führt sie erfolgreich ihr eigenes Team. Als Schwerbehinderte genießt sie einen erhöhten Kündigungsschutz und bekommt fünf zusätzliche Urlaubstage. „Die betrachte ich als Ausgleich für die unglaublich vielen Arzttermine“, sagt Eckert. Oft seien diese ja psychisch belastend. Es geht schließlich immer um die Frage: Bin ich noch krebsfrei?

Auch Susanne Nolls Wiedereingliederung ist mittlerweile abgeschlossen. Sie arbeitet momentan in Teilzeit, sechs Stunden täglich: „Die kann ich mir relativ frei einteilen. Ab und zu mache ich Yoga zwischendurch“, sagt sie. Bewegung helfe gegen die Erschöpfung. Der Job gebe ihr sehr viel. „Es ist befriedigend, wieder etwas zu leisten.“ Neulich hat sie Kollegen sagen gehört: Gut, dass Susanne wieder da ist.

Es gibt ein Danach

Jeder Zweite erkrankt im Laufe seines Lebens an Krebs – oft im berufsfähigen Alter. Die meisten wollen nach der Genesung weiterarbeiten. Was Firmen tun können, damit die Rückkehr gelingt



Mehr Pausen, mehr Arzttermine: Oft reichen schon flexible Arbeitszeiten, um Krebs-Überlebenden die Rückkehr in den Job zu erleichtern. FOTO: IMAGO IMAGES / WESTEND61

„Austherapiert und arbeitslos“

Eine Firma stellt vorzugsweise ehemalige Krebskranke ein. Inhaber Michael Feilmayr erklärt, warum

Die Firma des Österreicherers Michael Feilmayr bietet Assistenzdienste an – zum Beispiel Schreibarbeiten, Recherchen, Reiseplanung. Das Besondere: Bei My-PA in Gmunden arbeiten beinahe ausschließlich ehemalige Krebspatienten.

SZ: Viele Krebsüberlebende finden schwer auf den Arbeitsmarkt zurück. Gerade kleinere Unternehmen tun sich schwer, Langzeiterkrankte wieder einzuliefern. Bei Ihnen dagegen ist eine Krebsdiagnose Einstellungs Voraussetzung. Warum?

Michael Feilmayr: Zum einen will ich diese Menschen einbinden. Zum anderen passen sie auch gut zu uns: Wir nehmen unseren Kunden Arbeiten ab, damit sie Zeit für andere Dinge haben. Krebsüberlebende haben einen besonderen Zugang zum Thema Zeit. Sie setzen Prioritäten. Ihnen geht es darum, Spaß zu haben, bewusster zu leben. Sie erkennen, welche Dinge wichtig sind und welche nicht. Außerdem sind sie extrem motiviert. Sie wollen dabei sein!

Das wissen Sie aus eigener Erfahrung. Ja. 2008 habe ich eine vierfache Krebsdiagnose erhalten, darunter Knochen- und Muskelkrebs. Ich bekam Chemotherapie, wurde bestrahlt, operiert. 2010 war ich dann austherapiert und arbeitslos. Sie waren vorher Vertriebsleiter in der Finanzbranche.

Genau. Und davor in der Gastrobranche. Ich habe viele Bewerbungen geschrieben,

mit vielen Unternehmen gesprochen. Aber wie Sie schon sagten, ehemalige Krebspatienten haben es oft schwer auf dem Arbeitsmarkt.

Warum? Es ist den Firmen wohl zu risikoreich: Bekommt der einen Rückfall? Fällt er wegen irgendwelcher Folgeerkrankungen aus?

Das heißt, Sie sind offen mit Ihrer Krebserkrankung umgegangen. Ja, ich habe sie auch in meinen Bewerbungsschreiben erwähnt. Ich bin davon ausgegangen, dass es als Zeichen von Stärke gewertet wird, wenn jemand so eine Krebsdiagnose überlebt. Das ist ja eigentlich positiv. Aber das Gegenteil war der Fall. Ehrlichkeit ist nicht immer gut.

Sie hingegen scheuen das Risiko bei Ihren Mitarbeitern nicht? Nein. Wir sind zwar klein, mal zu dritt, mal zu viert. Aber wir arbeiten projektbezogen. Ich stelle meine Mitarbeiter für die Dauer der Projekte ein.

Die Jobs bei Ihnen sind also immer befristet?

Ja. Wir sehen uns als eine Art Übergangsstation für die erste Zeit nach der Therapie, wenn man noch nicht so leistungsfähig ist. Man bringt zwar Leistung, aber nicht jeden Tag gleich. Bei uns können die Überlebenden in Teilzeit arbeiten und ihren Arbeitstag den individuellen Bedürfnissen anpassen. Klar: Wir haben auch Deadlines für die Projekte, zum Beispiel drei Monate, aber in dieser Zeit teilen sie sich ihre Arbeit frei ein.

Und wo finden Sie Ihre Mitarbeiter? Sie schreiben ja nicht in Ihre Stellenangebote, dass Sie Krebspatienten suchen.

Nein. Wir suchen und finden unsere Mitarbeiter über unser Netzwerk. Das ist sehr groß. Vor vier Jahren haben wir ja einen Verein gegründet, „Cancer Survivors“, der Überlebende unterstützt. Mal geht es einfach nur darum, zu reden, mal benötigt jemand auch finanzielle Unterstützung: zum Beispiel für eine neue Garderobe. Gemeinsam mit den Unternehmen vor Ort helfen wir dann.

INTERVIEW: JULIANE V. WEDEMEYER



Michael Feilmayr
FOTO: PRIVAT

Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Klemmann
SZ20191019S625708